

diese Prozessparteien im Fokus der Betrachtungen und Erörterungen stehen, lässt schon der um Interesse an dem Inhalt der Veröffentlichung werbende halbseitige Text auf der Hinterseite des Buchumschlages erahnen: „Die dargestellten Fallgeschichten schaffen einen konkreten Eindruck von den ausgetragenen Konflikten. Hatte eine Klage auf Rückzahlung des einem jüdischen Makler von der SS abgepressten Geldes Erfolg? Was geschah mit dem von einem Vermieter gegen seine deportierten jüdischen Mieter missbräuchlich erwirkten Arrest? Konnte von einem SA-Mann die Entfernung eines diskriminierenden Plakates verlangt werden? Haftete ‚Der Stürmer‘ für unwahre hetzerische Behauptungen? Die Studie legt Unrechtsurteile ebenso offen wie mutige Entscheidungen. Zugleich wird dem Schicksal jüdischer Prozessparteien nachgegangen und gezeigt, dass selbst ein Prozessgewinn keinen Schutz bot vor Entrechtung, Deportation und Ermordung.“

Eine abschließende Beurteilung der zentralen Frage, ob die Richter am Oberlandesgericht Frankfurt am Main in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft von 1933 bis 1945 „willige Vollstrecker“ oder „standhafte Richter“ gewesen seien, wird im 23. Kapitel differenziert nach den Streitthemen, den positiven oder negativen Prozessergebnissen, den verschiedenen Zivilsenaten des Oberlandesgerichts, den unterschiedlichen Charakteren und Gesinnungen der Senatsvorsitzenden und der Richter in sehr abwogener Weise vorgenommen, so dass ein vielschichtiger, aber auch zwiespältiger Gesamteindruck von den Richtern und ihren Arbeitsergebnissen in den zwölf Jahren des NS-Staats entsteht. Auch wenn aus der Rechtsprechung des Oberlandesgerichts Frankfurt in diesem Zeitraum die Bilanz gezogen werden kann, dass der Zivilprozess während der NS-Zeit keine „Insel der Reinheit“, keine „Insel nationalsozialismusfreier Normalität“ gewesen ist, so lässt sich doch abschließend sagen, dass sich die Beeinträchtigung des hohen Ansehens des Oberlandesgerichts Frankfurt von seiner Entstehung bis zur Gegenwart durch seine Zivilrechtsprechung von 1933 bis 1945 in Grenzen hält. Neben einigen sogar mutigen Urteilen standhafter Richter „überwog unter den näher analysierten 270 Entscheidungen aus nahezu allen Rechtsbereichen die Zahl der von traditionellem bürgerlichem Rechtsverständnis geprägten Entscheidungen deutlich“ (S. 1012).

Die Publikation bleibt ein grandioses Vorbild für Historiker und der Geschichtswissenschaft besonders nahestehende Juristen aus dem Berufsfeld der Hochschullehrer, der Richter und der Rechtsanwälte, auch die Rechtsprechung weiterer deutscher Oberlandesgerichte in Zivilsachen von 1933 bis 1945 aufzuarbeiten.

Rainer Polley

Archäologie, Bau- und Kunstgeschichte

Eva MOSER / Uwe DEGREIF, Kunst in Oberschwaben. Von den Pfahlbauten bis heute, hg. von der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur (Oberschwaben – Ansichten und Aussichten, Bd. 12). Stuttgart: Belser Verlag 2018. 256 S. ISBN 978-3-7630-2804-7. Geb. € 25,-

Die 1996 gegründete Gesellschaft Oberschwaben zeichnet für eine ganze Reihe hochkarätiger Publikationen verantwortlich, die sich mit Oberschwaben, seiner Geschichte, Kunst und Kultur befassen. Neben den wissenschaftlichen Grundlagenwerken sollen nach den Worten des Herausgebers populär gehaltene Überblicksdarstellungen die Forschungserträge dieser Arbeiten einem breiten Publikum vermitteln. Der hier anzuzeigende Band bildet

den Auftakt zu dieser neuen Publikationsreihe. Eva Moser bearbeitete die Zeitspanne von der Steinzeit bis zur Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert, Uwe Degreif befasste sich mit der Kunst im 20. Jahrhundert.

Am Beginn des Bandes thematisiert Eva Moser den Begriff Oberschwaben. Eine wirklich griffige Definition scheint nicht möglich. Mit der von König Rudolf I. von Habsburg (Kg. 1273–1291) eingerichteten Landvogtei Oberschwaben ergebe sich ein erster Anhaltspunkt. Spätere Kartographen zögen die Grenzen Oberschwabens weiter und bezeichneten den Teil Schwabens zwischen den Herzogtümern Bayern und Württemberg sowie dem Bodensee als das „obere Schwaben“. Die Gesellschaft Oberschwaben selbst versteht unter dem Begriff das Gebiet zwischen Lech, Donau und Bodensee. Moser hingegen grenzt ihre Darstellung auf das Gebiet westlich der Iller und damit den heute baden-württembergischen Teil Oberschwabens ein (S. 10f.). Hier vermisst die Autorin ein die Landschaft prägendes künstlerisches Zentrum. Man könne daher nicht von genuin oberschwäbischer Kunst, sondern müsse von Kunst in Oberschwaben sprechen (S. 13f.). Dies scheint in dieser Konsequenz problematisch: vor allem für die Jahrhunderte vom frühen Mittelalter bis zum Ende des Alten Reiches liegen hier wichtige Zentren, wie Augsburg außerhalb, oder wie Ulm am Rande des Betrachtungsgebiets. Auch Konstanz als Bischofssitz für die westlichen Teile Oberschwabens gilt als auswärtig, obwohl die Fürstbischöfe von Konstanz seit dem 16. Jahrhundert in Meersburg residierten. Die Ausgrenzung der beiden Bischofssitze – Augsburg und Konstanz – führt bei der kleinteiligen politischen Struktur Oberschwabens mit Freien Reichsstädten, reichsunmittelbaren Klöstern, größeren und kleineren Adelsterritorien und landsässigen Klöstern zur Ausblendung von zumindest zeitweise für das Kunstschaffen in Oberschwaben wichtigen Städten.

Moser spricht daher von Ausstrahlungszentren, die jedoch am Rande Oberschwabens oder außerhalb der Region liegen, und von Einflussphären (S. 14). Dies wäre in dieser Konsequenz zu hinterfragen: Im 13. und frühen 14. Jahrhundert besaßen Konstanzer Werkstätten (Skulptur, Goldschmiede- und Emailwerkstätten) eine weite Strahlkraft und hatten eine enge Verbindung zu den habsburgischen Machtzentren. Im 14. bis 16. Jahrhundert war Ulm, das zeitweise mit oberschwäbischen Reichsstädten einen Städtebund bildete und gemeinsam mit Überlingen und Ravensburg auch eigene Münzen herausgab, eng mit Oberschwaben verbunden. Mehrere Auftraggeber Ulmer Werkstätten hatten in Ulm eigene Niederlassungen. Zwischen den Patrizierfamilien der oberschwäbischen Reichsstädte gab es enge familiäre und wirtschaftliche Beziehungen, so dass es schwer möglich scheint, das an der Peripherie gelegene Ulm von Oberschwaben zu trennen. Auch wäre zu fragen, ob der Entstehungsort eines einzelnen Kunstwerks oder dessen konkreter Bestimmungsort als Ausstrahlungsort anzusehen wäre. Andererseits war Oberschwaben lange Zeit vom transalpinen Handel geprägt. So wurden auch Kunstwerke aus Oberschwaben in südliche Nachbarländer exportiert und vor allem italienische Kunst nach Oberschwaben importiert. Über die Handelswege kamen Künstler und Handwerker auf dem Weg nach Italien durch Oberschwaben. Manche, wie der Niederländer Hans Morinck, blieben schließlich am Bodensee ansässig. Andererseits war das Baugewerbe (Baumeister, Steinmetze, Maurer, Stuckateure, Zimmerleute, Bildhauer) schon immer durch wandernde Kräfte geprägt. Dabei veränderten sich im Zeitablauf die Zentren und damit die Wanderungsbewegungen der saisonweise tätigen Kräfte. Zeitgemäß ausgedrückt waren es die Netzwerke, die das Kunstschaffen in Oberschwaben nachhaltig beeinflusst haben – und gerade diese Netzwerke veränderten sich in nicht unerheblichem Maß.

Die von Moser bearbeitete Zeitspanne ist enorm, und der zur Verfügung stehende Raum zwang zu einer rigorosen Auswahl bei den thematisierten Aspekten und den Objekten. Die Autorin zeigt dabei regelmäßig inhaltliche Bezüge zwischen den behandelten Objekten auf und ordnet sie in größere geschichtliche Zusammenhänge ein. Entsprechend den gesellschaftlichen Verhältnissen ändert sich dabei auch der Blick auf die Objekte. Die Epochen von der Jungsteinzeit bis zum Ende des Römischen Reichs werden auf knapp 9 Seiten abgehandelt. Dies zwang naturgemäß zu einer Reduktion auf wenige Objekte oder Objektgruppen. Auch die Kapitel zur mittelalterlichen Kunst sind eher schlank gehalten. Den inhaltlichen Schwerpunkt des Bandes bildet die Barockzeit, der immerhin über 50 Seiten und damit fast ein Viertel des Gesamtumfangs eingeräumt wird. Wiederholt findet sich in dem Band die Charakterisierung Oberschwabens als „Barocklandschaft“. Die Kapitel zum 19. und 20. Jahrhundert sind jeweils etwas kürzer, nehmen zusammen aber etwa ein Drittel des Umfangs ein. Diese Gewichtung ist dabei eher der Zugänglichkeit des Materials und weniger der Bedeutung der Objekte geschuldet. Der Zuschnitt des Bandes dürfte in weiten Bereichen auch durch die Forschungslage bedingt sein, denn sowohl bei der Erforschung des Bestands an Kunstwerken als auch an Baudenkmalen sowie der historischen Zusammenhänge ist, von einigen Schwerpunkten abgesehen, noch ein großer Forschungsbedarf zu konstatieren.

Die einzelnen Kapitel konzentrieren sich auf die Kernbereiche Architektur, Skulptur und Malerei mit vereinzelt Verweisen auf Werke der Buchmalerei, während Goldschmiedearbeiten weitgehend ausgeblendet bleiben. Die streng chronologische und nach Gattungen getrennte Darstellung bis zum Beginn der Renaissance lässt ein eher heterogenes Gesamtbild entstehen, da dem Leser die Zusammenhänge, die etwa zwischen den Freien Reichsstädten, die sich zeitweise zu Städtebünden zusammengeschlossen hatten, den reichsfreien Klöstern und den zahlreichen Territorialherren verborgen bleiben. Nur im Falle der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft, einer genossenschaftlich organisierten Vereinigung von Einzelpersonen, die jeweils nur einen Geschäftsanteil halten durften, werden die in diesem Fall internationalen Beziehungen kurz angerissen, die für die Künstler und die Künste in Oberschwaben durchaus Konsequenzen hatten. Moser verweist hier auf das Gemälde des Ravensburger Malers Jos Ammann im Genueser Dominikanerkloster Santa Maria di Castello. Dass die Beziehungen zu Genua länger und intensiver bestanden, belegen etwa die Arbeiten des Genueser Malers Giulio Benso für das Kloster Weingarten im frühen 17. Jahrhundert.

Die Bedeutung der Bettelorden für die Architektur- und Kunstentwicklung im 13. und 14. Jahrhundert wird zwar besonders hervorgehoben, doch bleibt unerwähnt, dass sich gerade in Konstanz die Reste von besonders frühen und vor allem bedeutenden Niederlassungen der Dominikaner und Franziskaner erhalten haben, und dass der Überlinger Franziskanerkirche von 1309 (d) eine Schlüsselstellung für die weitere Entwicklung der Bettelordenskirchen in der Bodenseeregion und in Oberschwaben zukommt.

Die exemplarische Darstellung von Einzelobjekten oder Objektgruppen, etwa bei den spätgotischen Maler- und Bildhauerwerkstätten, erlaubt hier eine differenziertere Bearbeitung von zumindest zeitweiligen künstlerischen Zentren wie Memmingen, Ravensburg und Ulm. Mit dem Kapitel „Die Renaissance“ ändert sich der Aufbau der Texte und soziologische bzw. kulturgeschichtliche Aspekte, wie die „Adelskultur“, die „Baukonjunktur der barocken Klöster“, „Meisterwerke und Gesamtkunstwerk“ bestimmen nun den Tenor. Das 19. Jahrhundert ist durch die gewaltigen politischen und wirtschaftlichen Umbrüche infolge der Säkularisation und der Mediatisierung geprägt, die gut nachvollziehbar herausgearbeitet werden.

Das abschließende detail- und kenntnisreiche Kapitel zur Kunst im 20. Jahrhundert stammt von Uwe Degreif. Degreif weitet den Blick auch auf angrenzende Gebiete, wie Fotografie und Design. Man hätte sich jedoch eine akzentuiertere Erwähnung der Ulmer Hochschule für Gestaltung und ihrer Wirkung gewünscht. Leider wird das Thema Architektur nur am Rand gestreift. Expressionistische Bauten wie die Oswaldkirche in Stockach oder die Petrus Canisius Kirche in Friedrichshafen bleiben unerwähnt, und von den als Beispiele für das „Neue Bauen“ genannten Gebäuden wird keines abgebildet. Vollkommen ausgeklammert bleibt die Nachkriegsarchitektur.

Den Band beschließt ein ausführliches Literaturverzeichnis und ein Orts- und Personenregister. Der Leser hätte sich zur besseren Orientierung noch eine Karte von Oberschwaben mit den hier genannten Orten gewünscht. Mit dem Band legt die Gesellschaft Oberschwaben einen eng fokussierten Blick auf die Kunstentwicklung im baden-württembergischen Teil Oberschwabens vor, der zu einer weiteren Entdeckungsreise in die hochkomplexe Kunstlandschaft einlädt.

Ulrich Knapp

Christoph SCHAPKA (Bearb.), Glocken im Landkreis Tübingen, Teil 2: Die katholischen Kirchen (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 28). Ostfildern: Jan Thorbecke 2019. 414 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-7995-5528-9. € 27,50

Mit dem zweiten Band über die Glocken der katholischen Kirchen vervollständigt Christoph Schapka seine Erfassung der „Glocken im Landkreis Tübingen“, die er bereits 2010 mit dem ersten Teilband über die evangelischen Kirchen begonnen hatte. Die Arbeit basiert zunächst auf den Erhebungen des 1959 erschienenen Bandes „Württemberg und Hohenzollern“ der Reihe „Deutscher Glockenatlas“, einer älteren Arbeit von Karl Klunzinger „Zur Glockenkunde in Württemberg“ von 1857 sowie den Informationen aus den einschlägigen, vom Statistisch-Topographischen Bureau Stuttgart herausgegebenen Beschreibungen der württembergischen Oberämter. Darüber hinaus hat der Bearbeiter Archivrecherchen unternommen und zahlreiche Kirchtürme bestiegen, um möglichst viele der Glocken selbst in Augenschein zu nehmen und zu vermessen.

Bei der Beschreibung der Glocken der einzelnen Kirchen orientiert sich Schapka an den Empfehlungen der „Einführung in die Glockeninventarisierung“ von Claus Peter und Konrad Bund sowie an der Darstellungsweise des 2003 von Dieter Schmidt verfassten „Nürnberger Glockenbuchs“. Vorangestellt sind jeweils Abschnitte zur Kirchengeschichte (inklusive der Baugeschichte), zur Beschreibung des Glockenstuhls und zur Glockengeschichte, die auf archivistischer Recherche und der Auswertung vorhandener Literatur basieren. Die Beschreibung der einzelnen Glocken erfolgt im Rahmen der Zusammensetzung des gesamten Geläuts, das Schapka tabellarisch in einzelnen Zeitschichten darstellt. Als Zäsuren dienen ihm dabei sinnvollerweise die beiden Weltkriege, die durch erzwungene Metallsammlungen den Glockenbeständen massive Verluste beibrachten. Die Beschreibung der einzelnen Glocken kann als umfassend bezeichnet werden. Sie reicht von der äußeren Gestalt mit Krone, Kronenplatte, Haube, Schulter, Flanke, Wolm und Schlagring über Inschriften und Dekor bis zu Gussmarken, emblematischen Darstellungen und Pilgerzeichen. Ferner finden sich Angaben zum Namen der Glocke, zu Gießern und Gussjahr, zur Rippe, zu Gewicht und Durchmesser.

Vom „Deutschen Glockenatlas“ unterscheidet sich die Arbeit schon dadurch grundlegend, dass Schapka das Ziel verfolgt, alle Glocken zu erfassen und nicht nur die vor 1850